

Israelis in Berlin

Wie viele sind es und was zieht sie nach Berlin?

Kooperationsprojekt mit dem Deutschlandradio

„Faszination und Befremden – 50 Jahre deutsch-israelische Beziehungen“

Israelis in Berlin

Wie viele sind es und was zieht sie nach Berlin?

Kooperationsprojekt mit dem Deutschlandradio

„Faszination und Befremden – 50 Jahre deutsch-israelische Beziehungen“

Autor:

Prof'in. Dr. Dani Kranz

Fachhochschule Rhein-Waal

Lektorat:

Dr. Ulrich Pontes

Kontakt

Dr. Kai Unzicker

Project Manager

Lebendige Werte

Bertelsmann Stiftung

Telefon 05241 81-81 405

Kai.Unzicker@bertelsmann-stiftung.de

www.bertelsmann-stiftung.de

Inhaltsverzeichnis

Einführung, Überblick, Methodik	3
1. Zwischen Mythos und Tabu: Die dürftige Quellenlage zur Einwanderung von Israelis	5
2. Die Zahlen und ihr soziohistorischer Hintergrund: Wie viele Israelis heute in Berlin leben	8
Die amtliche Meldestatistik.....	8
Was die offizielle Statistik verschweigt	9
Reethnisierung und Wiedereinbürgerung.....	10
Schätzung der tatsächlichen Zahl israelischer Auswanderer	10
Warum die Zahl von Israelis in Deutschland überschätzt wird	12
3. Soziodemografie: Wer sind die Israelis, die in Berlin leben?	13
Europäische Wurzeln.....	13
Hoher Bildungsgrad	14
Niedriges Alter.....	15
Vergangenheit für Auswanderer wenig relevant	15
4. Vielfältige Motive: Warum Israelis nach Berlin kommen	16
Liebe	16
Wirtschaftliche Situation und Berufsperspektiven	16
Studium und Weiterbildung	17
Israelische und/oder jüdische Infrastruktur.....	17
Politische Situation in Israel	18
Jekische Identität und kulturelle Affinität	19
Emigration als Abenteuer.....	20
5. Komplexe Identitäten: Wie Israelis in Berlin leben und sich integrieren	21
Antisemitismus und Antiisraelismus	21
Heimat und Fremde zugleich	21
Israelische und jüdische Identitätsanker.....	23
Zwischen Heimweh und Enttäuschung	24
Was vom Mythos bleibt: Zusammenfassung und Fazit	26
Literatur	28

Einführung, Überblick, Methodik

Einwanderung, Erinnerungspolitik, Israel und die deutsche Geschichte sind Themen, über die in Deutschland regelmäßig diskutiert wird. Berlin, die Hauptstadt des neuen Deutschlands, ist hippe Metropole und Anziehungspunkt für Menschen aus allen Ländern. Was passiert, wenn das alles zusammenkommt, wenn eine Gruppe von Personen diese Themen alle auf einmal repräsentiert? Die Rede ist von den israelischen Einwanderern in Berlin. Im Herbst 2013 diagnostizierten israelische Medien eine neue Auswanderungswelle, die ihren Ausgangspunkt in den sozialen Protesten 2011 und den dabei kritisierten hohen Lebenshaltungskosten in Israel hatte. Daraufhin wurde in beiden Ländern ausführlich über das Phänomen berichtet, dass es viele junge Israelis ausgerechnet nach Berlin, also Deutschland, ziehe. In Israel wurde dies mit einer Mischung aus Besorgnis und Neugier betrachtet, während in Deutschland klar die Neugier überwog. Künstler verarbeiteten die Entwicklung in ihren Werken, wie die israelische Band Shmemel mit ihrem Song „Berlin“.

Trotz oder vielleicht gerade wegen der emotionalen Aufladung des Themas hat die Migration von Israelis nach Berlin fast schon Züge eines Mythos. Empirisch-wissenschaftliche Erkenntnisse liegen bisher jedenfalls kaum vor, und die existierenden Studien sind nur schwer zugänglich. Diesem Mangel will dieser Bericht abhelfen und klären, wie viele Israelis es in Berlin überhaupt gibt und wer sie sind. Weiter sollen die Motive für den Umzug dorthin und der Umgang mit der eigenen Identität untersucht werden.

Der Bericht folgt in seiner Struktur den angedeuteten Kernfragen. Der erste Teil liefert einen Abriss des Forschungsstands, was die Migration von Israelis nach Berlin anbelangt. Teil zwei thematisiert Größe und soziohistorischen Kontext, Teil drei die Soziodemografie dieser Einwanderergruppe. Zwar ist bekannt, dass seit Ende der 1990er Jahre immer mehr Israelis den Erwerb von EU-Pässen angestrebt haben; vor allem Israelis der dritten Generation lassen sich in Ländern wiedereinbürgern, aus denen ihre Großeltern zwangsemigriert waren. Dabei ist die Einbürgerungsrate in Deutschland besonders hoch. Unklar bleibt allerdings, ob diese Israelis ihre ‚neue‘ Staatsbürgerschaft tatsächlich nutzen, um dauerhaft auszuwandern. So sind zentrale Fragen bezüglich der Israelis in Berlin bisher offen beziehungsweise Gegenstand von Spekulation gewesen; dieser Bericht versucht sie nun auf empirischer Basis zu beantworten: Wie viele Israelis leben in Berlin? Welcher Gesellschaftsschicht und welcher Altersgruppe gehören sie an? Welchen Bildungstand haben sie? Welchen Berufen gehen sie nach? Sind sie alleine oder als Familien nach Deutschland gekommen? Und, eine Frage von besonderem Interesse: Sind sie Nachfahren der Jeckes, der deutschen Juden?

Teil vier wendet sich den Gründen zu. Was motiviert diese Israelis, ihr Land zu verlassen, und warum kommen sie gerade nach Berlin? Anhand dieser Frage tritt der ganze Facettenreichtum der Migration zutage, aber auch eine inner-israelische Dynamik kommt zum Ausdruck: Israelis der dritten Generation sind einerseits mobiler als die vorherigen Generationen, andererseits stehen sie finanziell oft schlechter da als die eigenen Eltern. Die Proteste im Sommer 2011 waren Ausdruck der damit verbundenen sozialen Spannungen in Israel. Viele junge Israelis sehen sich mit einem Land im Umbruch konfrontiert und zeigen nun ein gesteigertes Interesse, wenigstens für eine gewisse Zeit im Ausland zu leben. Dabei erkunden sie auch gerne Deutschland. Liegt dies nun daran, dass sich das Bild Deutschlands in Israel geändert hat und damit auch der Blick auf den Holocaust? Oder ist Berlin ein spezieller Ort, der für junge Einwanderer aus aller Welt besonders attraktiv ist?

Der fünfte Teil schließlich untersucht das Leben und die Einstellungen der Israelis in Berlin. Wie ist das Verhältnis zu Israelis und anderen Juden vor Ort sowie zu den übrigen Berlinern? Wie ändert sich ihr Bild von Israel und von Deutschland? Wie schätzen sie die deutsch-israelischen Beziehungen ein? Welchen Einfluss

hat der Nahostkonflikt auf ihr Leben? Auch wenn man in Deutschland nicht zur israelischen Armee muss: Israel und seine diversen Konflikte sind hier durchaus in der Öffentlichkeit präsent, wie zum Beispiel die Demonstrationen anlässlich des Gaza-Kriegs im Sommer 2014 zeigten. Zugleich gibt es in Berlin zahlreiche Erinnerungsorte und Mahnmale für den Holocaust, und es hat sich eine lebendige ‚judaisierte‘ und israelische Szene entwickelt. Wie entwickelt sich in diesem Kontext die jüdische Identität der Auswanderer? Integrieren oder assimilieren sie sich in die Mehrheitsgesellschaft?

Außer auf die wenigen einschlägigen Arbeiten deutscher und israelischer Forscher stützt sich das umrissene Vorhaben vor allem auf quantitative Primärdaten und qualitative Interviews aus einer laufenden deutsch-israelischen Studie, an der die Autorin dieses Berichts beteiligt ist. Die Datenerhebung für diese Untersuchung ist zwar noch nicht abgeschlossen, die vorliegenden Daten erlauben aber bereits eine vorläufige Auswertung und viele interessante Einblicke. Weiterhin fließen auch eigene ethnografische Beobachtungen und Medienanalysen der Autorin in den Bericht ein.

1. Zwischen Mythos und Tabu: Die dürftige Quellenlage zur Einwanderung von Israelis

Immer mehr Israelis ziehen nach Berlin, heißt es in zahlreichen Zeitungsberichten. Inzwischen widmen sich mehrere Filmprojekte diesem Einwanderungsphänomen und auch die politische Klasse in beiden Ländern (und darüber hinaus) schenkt ihm Beachtung. Man sollte meinen, bei solch einer konzentrierten Aufmerksamkeit lägen gesicherte Erkenntnisse vor, was Umfang, Zusammensetzung und Einflussfaktoren dieser Wanderungsbewegung angeht. Das ist aber nicht der Fall. Zwar existiert eine kaum überschaubare Masse von Quellen über jüdische Geschichte, den Holocaust, Antisemitismus und das deutsch-israelische Verhältnis; hinzu kommen Biografien von aus Deutschland geflüchteten Juden, deren Kindern und Kindeskindern sowie eine wachsende Zahl von Arbeiten über das jüdische Leben in Deutschland. Letzteres schließt aber natürlich einen Teil der Israelis aus und viele Nichtisraelis mit ein. Dagegen sind Studien Mangelware, die explizit Israelis in Deutschland oder speziell in Berlin in den Blick nehmen.

Israelis selbst haben bisher nur sehr wenige Berichte über die Migration nach Deutschland verfasst. So gibt es einige Biografien in Deutschland geborener Juden, die ins britische Mandatsgebiet Palästina geflüchtet waren (Landau 1987), Israelis der ersten Stunde wurden und später nach Deutschland – häufig in ihre Heimatstädte – zurückkehrten (Blaschke, Frings und Lissner 1997). Ebenso gibt es Biografien von Kindern dieser Generation. Teilweise wurden sie noch im Mandatsgebiet oder schon im jungen Israel geboren und verbrachten später zumindest einen Teil ihres Lebens in Deutschland. Ein Beispiel ist der Historiker MOSHE ZUCKERMANN (2006). Als Jugendlicher zog er mit seinen Eltern nach Deutschland, er selbst kehrte später nach Israel zurück. Wieder andere lebten die meiste Zeit in Deutschland, kennen Israel aber zumindest aus kürzeren Lebensphasen, darunter beispielsweise der Psychoanalytiker SAMMY SPEIER, der Erziehungswissenschaftler und Publizist MICHA BRUMLIK sowie CILLY KUGELMANN, Programmdirektorin des Jüdischen Museums in Berlin. Sie beschrieben ihre Erfahrungen mit Deutschland und Israel, vor allem ihre Zerrissenheit, und prägten und prägen als öffentliche Intellektuelle das jüdische Leben Deutschland.

Selbstzeugnisse von Israelis der dritten Generation wiederum liegen bisher hauptsächlich in Form von Romanen wie „Sag es mir“ von VANESSA F. FOGEL (2010) vor. Sie wurde in Israel geboren, lebte dann einige Jahre in Deutschland und in den USA und kehrte schließlich nach Israel zurück. Das Augenmerk ihres autobiografischen Romans liegt in der Aufarbeitung der eigenen Familiengeschichte, die immer noch im Schatten der Shoah steht. Dieses Thema zieht sich auch durch die ethnografische Forschung von DANI KRANZ zum Thema Heimat und Heimatlosigkeit von Juden der dritten Generation (Kranz 2015).

Die genannten Quellen geben gewissen Aufschluss über Migrationsbewegungen zwischen Deutschland und Israel. Die Darstellung wird allerdings beherrscht von der Zerrissenheit der Betroffenen und der Last der Geschichte, die ein Teil der „diasporischen Identität“ sind. Die Erfahrungen von nach Deutschland eingewanderten Sabres – also Israelis, die in Israel geborenen, aufgewachsen und dort sozialisiert sind – sind bis hierher außen vor geblieben. Von ihnen haben bisher nur wenige Selbstzeugnisse abgelegt.

Ein solches Buch ist „Israelis in Berlin“ von FANIA OZ-SALZBERGER (2001), die zeitweilig als Austauschprofessorin in Berlin lebte. Sie schildert darin ihre Erfahrungen und geht ihren – von der Vergangenheit und teils kruden Stereotypen dominierten – Gefühlen gegenüber Deutschland und den Deutschen nach. So fühlt sich die Autorin an Nazis erinnert, wenn sie laut gesprochenes Deutsch hört, und attestiert, dass die Deutschen, anders als die Israelis, eine Schwäche für FKK haben.

Glossar

Aschkenasim (Singular Aschkenasi) – mittel-, nord- und osteuropäische Juden sowie deren Nachfahren (vom biblischen Eigennamen „Aschkenas“, der eine Person und ein Königreich bezeichnet)

Jeckes (Singular Jecke) – jiddische Bezeichnung unklarer Etymologie für die deutschsprachigen Juden, die im 20. Jahrhundert in Palästina/Israel einwanderten, und deren Nachfahren

Mizrachim (Singular Mizrachi) – im modernen Israel aufgekommene Bezeichnung für Juden aus Asien und insbesondere dem arabisch sprachigen Ländern (vom hebräischen Wort für „östlich“)

Sabres oder **Tzabarim** (Singular Sabre oder Tzabar) – in Israel oder Palästina geborene und aufgewachsene Juden (von hebräisch *tzabar*, wörtlich „Kaktusfeige“)

Sephardim (Singular Sephardi) – Juden, die vor der Vertreibung um 1500 auf der Iberischen Halbinsel lebten, und deren Nachfahren (vom hebräischen Wort Spharad für „Spanien“)

Aus wissenschaftlicher Perspektive erforschte ADI FARJON (2010) in ihrer Masterarbeit, wie junge israelische Einwanderer in Berlin deutsche Lebensgewohnheiten adaptieren beziehungsweise ablehnen. Der Fokus liegt dabei auf denjenigen Israelis, die sich assimilieren wollen. Die Autorin fragt, was die Assimilation bewirkt: Wie verändert sich die Sichtweise auf Deutschland, das Deutschsein und das Verhältnis von Deutschen zu Israel, Israelis und dem Israelisein? Sie kommt zu dem Ergebnis, dass sich diese Einwanderer nur einen Teil dessen, was sie als Deutsch empfinden, zu Eigen machen und somit ein sehr spezifisches, eher urban definiertes Deutschsein praktizieren.

Dabei ist es ein Kernziel, die Sprache zu erlernen, um nicht als Ausländer erkennbar zu sein und um als Jude wirklich Deutsch zu werden – wie es auch während der jüdischen Aufklärung im 18. und 19. Jahrhundert, der Haskalah, Ziel vieler in Deutschland lebender Juden war. Weitere, aus Sicht der Einwanderer typische und positiv konnotierte deutsche Merkmale sind es, den Müll zu trennen, die Umwelt zu schützen, Bioprodukte zu kaufen sowie größere persönliche und finanzielle Spielräume als in Israel zu haben. Als negative Punkte wurden etwa der schlechte Kundendienst sowie Autoritätshörigkeit genannt; letztere stellten die Interviewpartner in direkten Zusammenhang mit dem Holocaust. Insgesamt werden die Deutschen aber als freundlich erlebt.

Der Holocaust bildet auch das zentrale Thema von ELDAD BECKS Buch „Anderes Deutschland“ (2014). Beck fragt, ob und inwiefern sich die heutigen Deutschen von den Deutschen der Vergangenheit unterscheiden. Sein Ergebnis: Bestimmte Tendenzen, unter anderem auch der Antisemitismus, seien tradiert worden; somit habe keine große Änderung stattgefunden.

GAD YAIR wiederum hinterfragt in „Liebe ist nicht praktisch“ (2015) die Sicht von Israelis auf Deutschland. Schon der Titel des Buches verweist auf die typisch deutsche Eigenschaft des „Praktischseins“ und die Liebe, die sich diesem Anspruch nicht beugt. Yair geht in seiner Untersuchung Stereotypen nach und dekonstruiert, was Israelis unter Deutschsein verstehen. Allerdings ist auch hier, wie in vielen seiner Arbeiten, das Thema Trauma zentral. Ebenso wie Farjon deckt er auf, was Israelis besonders erregt, und wie diese kommt er zu

dem Ergebnis, kulturelle Differenzen würden zwar sehr genau erkannt, aber nicht notwendigerweise als schlecht empfunden.

Den Arbeiten von Oz-Salzberger, Farjon, Beck und Yair ist gemeinsam, dass sie israelische Sichtweisen auf Deutschland darstellen, allerdings unterscheiden sie sich stark in ihren Herangehensweisen, Betonungen, Nuancen und ihrer Quellenkritik. Eine breiter angelegte Untersuchung, wie Israelis Berlin sehen, was sie dorthin zieht und wie sie dort, zumindest zeitweise, leben, fehlt bisher allerdings. Ein Grund dafür könnte sein, dass die Migration nach Deutschland aus israelischer Sicht lange Zeit tabubehaftet war. Deutschland war das Land, in dem kein Jude leben und in das schon gar kein Jude migrieren sollte.

Mittlerweile, da die Israelis in Deutschland und speziell in Berlin nicht mehr zu übersehen sind, herrscht ein reges Interesse an ihnen. Diese neue Aufmerksamkeit scheint allerdings zu neuen Verzerrungen in der Wahrnehmung zu führen – zum Beispiel bei der Frage, wie viele Israelis in Berlin leben.

2. Die Zahlen und ihr soziohistorischer Hintergrund: Wie viele Israelis heute in Berlin leben

Die Angaben, wie viele Israelis in Berlin leben, schwanken stark. In den Medien ist von 17.000 bis 30.000 die Rede. Verlässliche Zahlen sind schwer zu ermitteln, da eine verbindliche Gesamtstatistik fehlt und unterschiedliche Quellen einbezogen werden müssen. Die Tatsache, dass es sich in Deutschland wie in Israel um ein emotional aufgeladenes Thema handelt, tut ein Übriges dazu, dass die Spekulationen ins Kraut schießen.

Die amtliche Meldestatistik

Das Amt für Statistik Berlin-Brandenburg führt in seiner aktuellen Statistik 3.991 israelische Staatsbürger auf, die zum Stichtag 31.12.2014 in Berlin gemeldet waren. Im Gesamtüberblick von 1993 bis 2014 ergibt sich eine positive Tendenz: Während die Zahl der gemeldeten Ausländer insgesamt von 406.637 um 41 Prozent auf 573.342 anstieg, wuchs die Zahl der Israelis von 1.913 auf mehr als das Doppelte (siehe Abbildung 1).

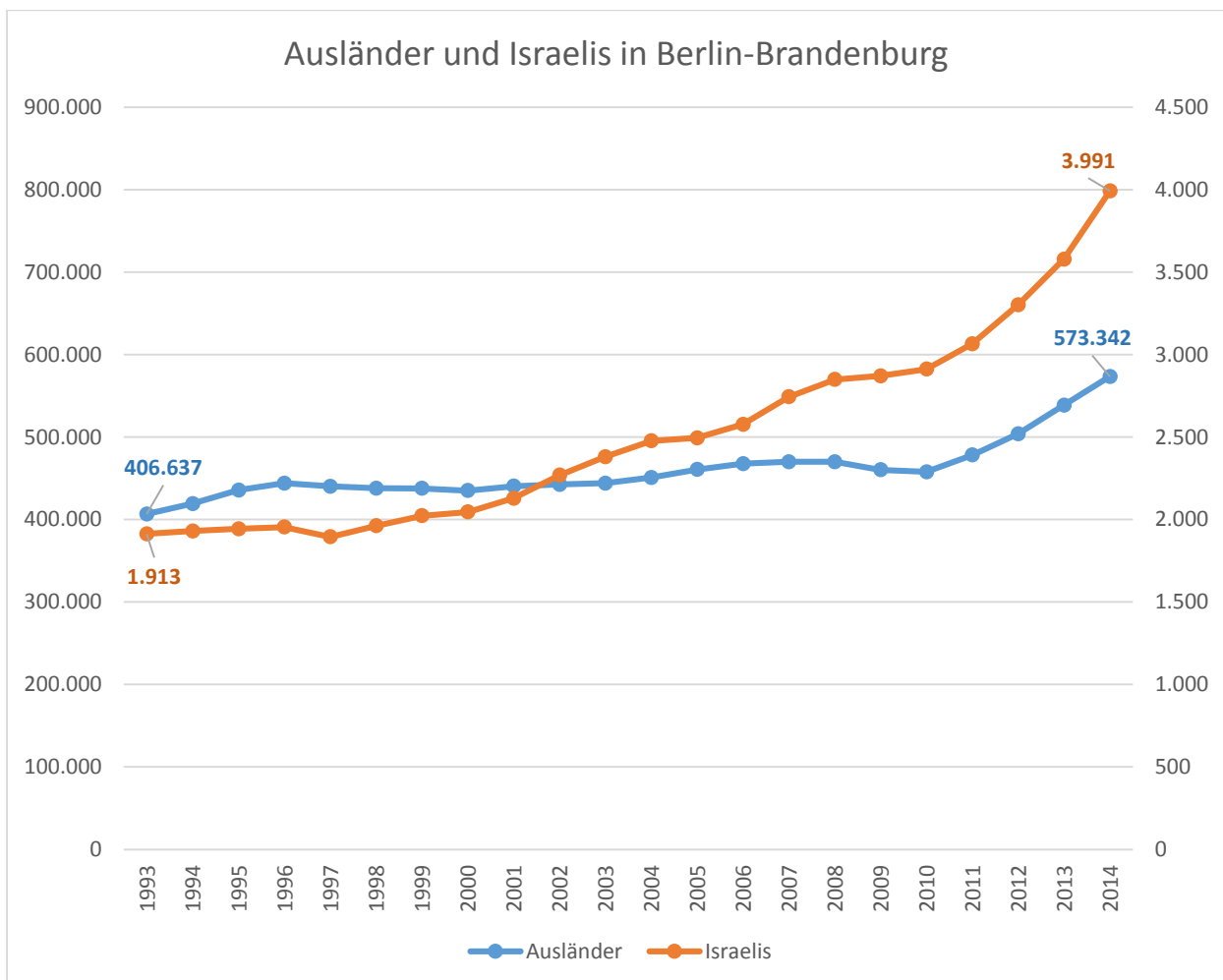


Abbildung 1: Amtliche Einwohnerstatistik von Berlin-Brandenburg

Zu den 3.991 als Israelis gemeldeten Personen kommen noch weitere 2.274 Deutsche hinzu, die zusätzlich die israelische Staatsbürgerschaft haben. Somit haben am letzten Stichtag, dem 31.12.2014, laut offiziellen

Melddaten 6.265 israelische Staatsbürger in Berlin gelebt; darunter besaßen knapp 36 Prozent zusätzlich die deutsche Staatsbürgerschaft.

Was lässt sich anhand der Einwohnerstatistik darüber aussagen, wie diese Israelis zusätzlich die deutsche Staatsbürgerschaft erlangt haben? 2.032 wurden in Deutschland geboren, was für sich genommen allerdings nur unter bestimmten Bedingungen einen deutschen Pass garantiert, da das deutsche Staatsangehörigkeitsgesetz sich bis in die jüngste Vergangenheit primär an der Nationalität der Eltern orientiert hat – eine doppelte Staatsbürgerschaft rein aufgrund der Geburt in Deutschland war allenfalls bis zum 23. Lebensjahr möglich („Optionsmodell“).

Die meisten deutsch-israelischen Doppelstaatler, die heute in Berlin leben, müssen deshalb in mindestens eine der folgenden Kategorien fallen: Sie haben (1) einen deutschen und einen israelischen Elternteil, wurden (2) als deutscher Ehepartner eines israelischen Staatsbürgers in Israel eingebürgert oder konnten (3) aufgrund des israelischen Rückkehrgesetzes (1950, 1970) nach Israel einwandern, wo sie kraft des Staatsbürgergesetzes von 1952 die israelische Staatsbürgerschaft erwarben. Das für die letzte Kategorie maßgebliche Rückkehrgesetz von 1970 schließt Menschen ein, die der israelische Staat – nicht notwendigerweise das orthodoxe Rabbinat – als einwanderungsberechtigt qua jüdischer Herkunft definiert. Ebenso sind Ehepartner und Kinder in diese Einwanderungsberechtigung eingeschlossen, inklusive Staatsbürgerschaftsanspruch, auch wenn sie keine Juden sind.

Was die offizielle Statistik verschweigt

Die offizielle Zahl von 6.265 liegt weit unter den zitierten Schätzwerten von bis zu 30.000 Israelis. Auch wenn derart hohe Schätzwerte unseriös sind, wird doch andererseits eine erhebliche Zahl von Israelis von der deutschen Meldestatistik nicht erfasst: alle diejenigen nämlich, die neben der israelischen eine weitere nichtdeutsche Staatsbürgerschaft besitzen und unter dieser gemeldet sind. Denn anders als bei Deutschen fragen die Meldebehörden in Deutschland bei Ausländern – egal ob EU-Bürger oder nicht – nicht nach weiteren Staatsangehörigkeiten.

Da Israel ein recht junges Einwanderungsland ist und nicht verlangt, die ursprüngliche Staatsangehörigkeit abzulegen, sind mehrfache Staatsbürgerschaften dort relativ häufig. Auch können Kinder aus binationalen Beziehungen beide Staatsbürgerschaften problemlos behalten. Der häufigste Zweitpass in Israel ist der US-amerikanische, gefolgt vom deutschen (Harpaz 2013).

Bei Israelis mit deutschen Pässen handelt es sich meist um Kinder und Kindeskinde von aus Deutschland geflüchteten Juden (Kranz 2013). Durch Artikel 116 Absatz 2 des Grundgesetzes ermöglicht die Bundesrepublik seit ihrer Gründung im Jahr 1949 die Anspruchseinbürgerung von ehemals deutschen Staatsbürgern, die zwischen 1933 und 1945 zwangsausgebürgert wurden, und ihren Nachfahren. Andere EU-Länder in Mittel- und Osteuropa, die in der Zeit des Holocaust ebenfalls ihre jüdischen Staatsbürger verfolgten und sie ausbürgerten, haben vergleichbare Regelungen. Für Israelis ist die Wiedereinbürgerung in diese Länder vor allem wegen der Freizügigkeit für EU-Bürger interessant: Sie ermöglicht ihnen, in jedem Land der EU zu leben und zu arbeiten.

Grundsätzlich lässt sich feststellen, dass viele EU-Bürger von der Freizügigkeit Gebrauch machen und die Zahl von Menschen aus den neuen Mitgliedsländern – also Bulgarien, Estland, Lettland, Litauen, Polen, Rumänien, Tschechien, der Slowakei, und Ungarn – in Deutschland stetig gestiegen ist. Diese Länder hatten vor dem Holocaust eine große Anzahl von jüdischen Einwohnern.

Seit diese Staaten der EU beigetreten sind, haben sich einige der ehemaligen Staatsbürger aus der Generation der Holocaustüberlebenden wieder einbürgern lassen. Das Gros der Eingebürgerten stellen allerdings Israelis der dritten Generation (Harpaz 2009; Kranz 2015). OFRI ILANY, ein in Berlin lebender Enkel polnischer Juden, betont, dass es das Recht dieser Israelis sei, eine europäische Staatsbürgerschaft für sich zu beanspruchen (Ilany 2014).

Im Gegensatz zu ihren Großeltern haben die Israelis der dritten Generation keine direkten traumatischen Erfahrungen gemacht. Und von ihren Eltern unterscheiden sie sich, weil sie zu einer Zeit aufgewachsen sind, als die europäische Kultur und Herkunft in Israel zunehmend mit großem Interesse untersucht und ein Festhalten an ihr immer weniger als ein Stigma gesehen wurden. Dieses gilt für alle europäischen Juden und ist nicht auf Juden aus Deutschland beschränkt; es ist Teil des innerisraelischen Selbstfindungsprozesses.

Reethnisierung und Wiedereinbürgerung

Will man das Interesse von Israelis an europäischen Staatsbürgerschaften vollständig verstehen, dann muss man die innergesellschaftliche Dynamik in Israel näher betrachten: Die israelisch-jüdische Bevölkerung besteht aus verschiedenen Gruppen, die sich in ihren Identitäten, religiösen Praxen und ihrer jeweiligen Geschichte stark unterscheiden. Inwieweit diese Gruppen sozialen Schichten entsprechen, wird seit Mitte 1970er Jahre, als sich die Machtverhältnisse zu verschieben begannen, vermehrt diskutiert. Bis dahin waren säkulare Aschkenasim die unangefochtenen Machthaber; nun forderten marginalisierte Gruppen ihre Teilhabe ein (Khazzoom 2003).

Das führte zu einer inner-jüdischen Reethnisierung der einzelnen Untergruppen (Levy-Sasson 2008) in Israel: Vereinigungen entstanden (Neeman 1993) – oder wurden wiederbelebt (Kranz 2014) –, die die Geschichte von Juden aus einem bestimmten Land, manchmal sogar aus einer bestimmten Region, in ihren Mittelpunkt stellten. Beispielsweise gelang es den Jeckes, dank großzügiger Spender, die selbst zu dieser Gruppe gehörten, ein Museum zu ihrer Geschichte einzurichten. Dieses ist Teil eines weitverzweigten Netzes offizieller und privater Initiativen der ursprünglichen Einwanderer und ihrer Nachfahren, das sowohl einen Ankerpunkt im Inland als auch eine lebendige Verbindung mit Deutschland darstellt. So organisiert „Irgun Jeckes“, die Vereinigung der Jeckes in Israel, Veranstaltungen für Interessierte und hilft bei Projekten, etwa dem Bildungsaustausch zwischen beiden Ländern.

Das zeigt, wie die formalrechtliche Wiedereinbürgerung von Aschkenasim in Europa mit innerisraelischen Identitätsentwicklungen zusammenhängt. Zahlreiche Selbstzeugnisse machen greifbar, was diese beiden miteinander verflochtenen Ebenen für das Individuum bedeuten. Ein Beispiel ist der 2012 erschienene Dokumentarfilm „Die Wohnung“ („HaDirah“). Regisseur und Autor Arnon Goldfinger, Israeli und Enkel deutscher Juden, erkundet darin mit großem Interesse die Wohnung seiner Großeltern, die darin vorhandenen Hinweise auf ihr Leben vor dem Holocaust und ihre Verbindungen nach Deutschland, die aus der Zeit danach stammen. Seine Mutter, die zur zweiten Generation gehört, nimmt das alles mit einer Mischung aus Erschrecken und Erstaunen wahr. Anders als ihr Sohn empfindet sie dabei keinerlei Faszination oder gar den Wunsch, deutsche Staatsbürgerin zu werden.

Schätzung der tatsächlichen Zahl israelischer Auswanderer

Der Trend zur Reethnisierung wirkt sich insofern auf die statistische Erfassung der Einwanderer aus, als er viele Israelis mit europäischen Wurzeln dazu bewegen dürfte, bei der Anmeldung in Deutschland eben nicht ihre israelische, sondern die andere Staatsbürgerschaft anzugeben – für die Statistik handelt es sich dann um

EU-Bürger. Das Gleiche gilt für die vielen Israelis mit US-Pass: Sie treten meist lieber als Amerikaner denn als Israelis auf. Letztlich lässt sich die Zahl der Israelis in Berlin deshalb nur schätzen.

Basierend auf den Zahlen von Wiedereinbürgerungen in den östlichen EU-Mitgliedsländern und den Staatsangehörigkeiten, die unsere Forschungsteilnehmer (siehe Teil 3) angaben, kann man davon ausgehen, dass tatsächlich fast doppelt so viele Israelis in Berlin leben, wie die Statistik von Berlin Brandenburg angibt, nämlich rund 11.000. Um zu diesem Ergebnis zu kommen wurden die genannten und weiteren Quellen sorgfältig kumuliert. Auch der zuständige Konsul der israelischen Botschaft in Berlin schätzt die Anzahl der Israelis in Berlin auf ungefähr 11.000. Die statistischen Quellen die zur Ermittlung dieses Wertes geführt haben, werden in den folgenden Absätzen in einem kurzen Überblick dargestellt. Sie beinhalten sowohl weiterführende Statistiken als auch Sekundärquellen. Letztere geben Aufschluss über israelische Auswanderer und analysieren, vor welchem ideologischen Hintergrund und mit welchen Parametern bestimmte Zahlen erhoben wurden beziehungsweise welche Daten fehlen und warum.

Der Soziologe YOSSE HARPAZ ermittelte im Rahmen seiner Forschung, dass allein zwischen den Jahren von 2000 bis 2010 durch die rumänische Botschaft in Israel 2.991, durch die bulgarische 3.899, die tschechische 3.840, die polnische 6.109, die ungarische 10.000 und durch die Botschaft der Bundesrepublik 25.012 Israelis in das jeweilige Land eingebürgert wurden (Harpaz 2013). Insgesamt kommt Harpaz auf 147.049 Israelis mit Pässen aus Ost- und Mitteleuropa. Dieser Wert stellt auch nur eine Annäherung dar, da zum einen die baltischen Staaten keine Statistik hierüber führen und zum anderen Israelis auch außerhalb Israels die Botschaften europäischer Länder aufsuchen, um sich einbürgern zu lassen. Der Grund dafür: Bei bestimmten Ländern kann die allgemeine israelische Wehrpflicht zum Problem für die Wiedereinbürgerung werden – das jedoch prüfen in der Regel nur die Botschaften in Israel, während andere Botschaften derselben Länder darauf häufig verzichten.

Zu unvollständigen Statistiken kommt als Schwierigkeit hinzu, dass die Debatte über die Anzahl von Israelis im Ausland stark ideologisch geprägt ist (Della Pergolla 2011; Lustick 2011). Mit dem Ergebnis, dass verschiedene Forscher zu unterschiedlichen Ergebnissen kommen, die sich wiederum von denen des israelischen statistischen Amtes (Central Bureau of Statistics, kurz CBS) und der lokalen statistischen Ämter unterscheiden. So versteht das CBS nur solche israelische Staatsbürger als Auswanderer, die mehr als ein Jahr nicht in Israel leben und keinen israelischen Wohnsitz haben (Cohen 2011), und gibt ihre Zahl mit 544.000 an. Aus der qualitativen Feldforschung wissen wir aber, dass viele Israelis ihren Wohnsitz in Israel nicht abmelden – und somit nie als Auswanderer gezählt werden. Der Soziologe Yinon Cohen kommt gar nur auf 164.140 Israelis, die in Israel geboren wurden und in OECD-Ländern leben (Cohen 2011: 49). In dieser Zahl finden jedoch die Kinder der Auswanderer sowie Doppelstaatsbürger, die auch einen Pass des jeweiligen OECD-Landes besitzen, keine Berücksichtigung.

Trotz aller Differenzen ergibt sich die Tendenz, dass von den 8,371,600 israelischen Staatsbürgern ungefähr zehn Prozent im Ausland leben und von diesen wiederum 90 Prozent in den USA (Cohen 2011; Gold 2001). Das Gros der weiteren im Ausland lebenden Israelis verteilt sich auf die typischen Einwanderungsländer Großbritannien, Kanada und Australien, erst auf einem der weiteren Plätze der Rangliste folgt Deutschland. Allerdings gibt es bisher keine Studien, die diese israelischen Auswanderer außerhalb der USA thematisieren. So ist weitgehend unklar, warum Israelis in diese Länder auswandern und ob sie oder ihre Vorfahren bereits früher dort gelebt haben.

Warum die Zahl von Israelis in Deutschland überschätzt wird

In Deutschland und speziell in Berlin leben also deutlich mehr Israelis als von der offiziellen Statistik erfasst werden; gleichzeitig sind es aber auch deutlich weniger als medial angenommen. Es stellt sich die Frage, warum ihre Zahl so stark überschätzt wird. Die Antwort ist vielschichtig. Neben der Unmöglichkeit, eine genaue Zahl auf Basis der vorhandenen Statistiken zu ermitteln, spielen die geschichtliche und die ideologische Ebene eine Rolle: Auswanderung ist und bleibt ein wunder Punkt für Israel. Demografie wird als Schicksal empfunden und jeder ausgewanderte Jude als ein Verlust für das Land erlebt.

Gerade mit Bezug auf Deutschland kommt darüber hinaus dem öffentlich und politisch immer noch vornehmlich durch die Geschichte definierten Verhältnis eine besondere Bedeutung zu. Die Auswanderung nach Deutschland wird in Israel anders wahrgenommen als die in andere Länder. Aussagen israelischer Politiker, aber auch von israelischen Kommentatoren oder Buchautoren zeigen dies immer wieder. Aber auch in Deutschland werden Israelis aufgrund der Geschichte anders wahrgenommen als andere Immigranten. Diese emotionale Aufladung führt zu gesteigerter Aufmerksamkeit und Thematisierung und sorgt letztlich dafür, dass das Ausmaß der Auswanderung nach Deutschland überschätzt wird.

Hinzu kommen dann noch die zahlreichen israelischen Touristen. Wie die Stadt Berlin nicht ohne Stolz mitteilt, steigt ihre Zahl stetig. Es sind also viele Israelis in Berlin, aber nur ein relativ kleiner Teil davon lebt wirklich in der Stadt. Das fremd klingende Hebräisch scheint jedoch allgegenwärtig zu sein. Das in Verbindung mit der speziellen Wahrnehmung, mit Facebook-Gruppen wie „Israelis in Berlin“ und der großen medialen Präsenz von innenpolitischen Krisen in Israel – man denke an den „Milkyprotest“ 2014, als die im Vergleich zu Berlin hohen Preise für Lebensmittel, speziell Schokoladenpudding, den Zorn vieler Einwohner Israels erregten – führt dazu, dass die Anzahl der Israelis viel höher geschätzt wird, als sie tatsächlich ist.

3. Soziodemografie: Wer sind die Israelis, die in Berlin leben?

Auch wenn ihre Zahl kleiner ist als häufig angenommen, sind die Israelis in Berlin eine interessante Immigrantengruppe, die einige Besonderheiten gegenüber anderen Einwanderern aufweist. In einem von der German Israeli Foundation for Scientific Research and Development (Deutsch-Israelische Stiftung für Wissenschaftliche Forschung und Entwicklung, kurz GIF) geförderten Projekt forschen Teams der Universität Wuppertal und der Hebräischen Universität Jerusalem gemeinsam zu diesem Thema: Sie erheben und analysieren Daten von Israelis, die seit 1990 nach Deutschland eingewandert sind.

Die Daten werden quantitativ und qualitativ erhoben, um sowohl statistische Trends als auch tief gehende Einblicke in die Lebenswelten einzelner Israelis in Deutschland zu ermöglichen und diese wiederum in das Verhältnis zu Gesamttendenzen und geschichtlichen Ereignissen setzen zu können (Angrosino 1989). Das Projekt ist noch nicht abgeschlossen, aber es liegen erste Zwischenergebnisse vor, insbesondere die Auswertung von 200 Fragebögen. Diese Ergebnisse werden im Folgenden vor allem berichtet.

Als Israeli wird in dem GIF-Projekt eine Person definiert, die israelischer Staatsbürger ist, Hebräisch spricht und nach dem vierzehnten Lebensjahr mindestens fünf Jahre in Israel gelebt hat. Von den 200 befragten Israelis leben mehr als 75 Prozent in Berlin. Dies deckt sich grob mit den Daten von Einwohnermeldeämtern für die fünf größten deutschen Städte (siehe Tabelle 1). Interessant ist die hohe Anzahl von Doppelstaatlern. In Köln beispielsweise leben 674 Menschen mit israelischer Staatsbürgerschaft. Davon sind 205 zusätzlich Deutsche. Weitere 138 haben noch eine andere Staatsangehörigkeit zusätzlich zur israelischen. Nur etwa die Hälfte, 331, sind nur Israelis. Alle anderen Städte weisen ähnliche Tendenzen auf.

Allgemein gilt, dass sich die soziodemografischen Tendenzen der quantitativ befragten Israelis und die amtliche Statistik in etwa mit den qualitativen Daten aus den 200 Fragebögen decken. Somit kann auch bei den qualitativen Ergebnissen von einer gewissen Repräsentativität ausgegangen werden.

Tabelle 1: Gemeldete israelische Staatsbürger in den fünf größten deutschen Städten am 31.12.2014

	Berlin	München	Köln	Frankfurt	Hamburg
Gesamt	6.265	913	674	1.245	559
Israelis ohne deutsche Staatsbürgerschaft	3.991	913	469	466	392
Israelis mit deutscher Staatsbürgerschaft	2.274	Nicht verfügbar	205	779	167

Europäische Wurzeln

Die erste Besonderheit liegt in den häufig vorhandenen aschkenasischen (siehe Glossar S. 6) Wurzeln der Befragten. 27 Prozent haben neben der israelischen auch die deutsche Staatsbürgerschaft und weitere 20 Prozent besitzen die Staatsbürgerschaft eines anderen EU-Landes, was im Normalfall bedeutet, dass sie beziehungsweise ihre Vorfahren früher in diesen Ländern lebten.

Aus den ausgewerteten Fragebögen geht zudem hervor, dass sich ein noch weit größerer Anteil als Aschkenasim definieren, weil ihre Eltern selbst wieder Eltern mit europäischen Wurzeln haben und in den Familien, aus denen sie stammen, die Kultur Mittel- oder Osteuropas tradiert wurde (Kranz 2013). Diese Israelis haben keine EU-Staatsbürgerschaft, da sie aus verschiedenen Gründen keinen Zugang zu ihr haben, aber nicht, weil sie sie nicht haben wollen. Von der Frustration gescheiterter Einbürgerungsversuche, wie Ilany (2014) sie schildert, berichten auch diese Interviewpartner häufig.

Viele der Befragten drücken eine starke Nähe zur europäischen Kultur – nicht notwendigerweise zur deutschen – aus. Ein Israeli sagte etwa, er wisse zwar nicht, warum er sich Deutschland so nahe fühle, da er ja kein Jecke sei, aber er fühle sich in dieser Kultur zu Hause. Damit stellt er keine Ausnahme dar. Diese Nähe zur europäischen Kultur erleichtert es den Einwanderern, in Berlin anzukommen. Sie müssen sich nicht in eine komplett fremde Kultur einleben oder befürchten, ihre Herkunftskultur zu verlieren. Das beschleunigt die Integration der Israelis in Berlin.

Jedoch sollte man Integration nicht mit Assimilation verwechseln, in dem Sinne, dass die Israelis deutsch würden und ihre eigene israelische Kultur ablegten oder die hebräische Sprache aufgäben. Gerade in Berlin fällt es leicht, eine Balance zwischen den Kulturen zu halten: Es gibt viele Israelis, eine hebräische Infrastruktur und jüdische Gemeinden unterschiedlicher Strömung für jene, die religiös praktizieren möchten. Gleichwohl sagen nur 34 Prozent der Befragten, dass ihnen die Kombination aus israelischer und jüdischer Infrastruktur wichtig sei. Für 26 Prozent ist sie sogar unwichtig.

Hoher Bildungsgrad

Die Israelis, die nach Deutschland kommen, zeichnen sich durch einen großen beruflichen Ehrgeiz aus. 80 Prozent sind hochqualifiziert gemäß der gängigen OECD-Definition, haben also mindestens einen Bachelor-Abschluss. Unter den Interviewten besitzen elf (5,5 Prozent) sogar einen Dokortitel. Zum Vergleich: In der deutschen Bevölkerung ist laut statistischem Bundesamt etwa ein Prozent promoviert. Auch in der ethnografischen Feldforschung ließ sich diese Tendenz bestätigen: Viele der in Deutschland lebenden Israelis sind Akademiker, gehen freien Berufen nach, sind Künstler oder Selbstständige. Darüber hinaus sehen 40 Prozent die Möglichkeit, noch weitere Abschlüsse zu erlangen, als wichtig oder sehr wichtig an. Und mehr als 70 Prozent der Befragten geben an, ihre beruflichen Ziele in Berlin besser verwirklichen zu können.

Dazu passt, wie die Visa-Statistik zeigt, dass auch die Zahl der selbstständigen Israelis zunimmt. Obwohl es im Verhältnis zur Gesamtzahl aller Ausländer nur wenige Israelis sind, ist die absolute Zahl von Visa für Selbstständige hoch: Am vergangenen Stichtag hatten 30 Israelis ein solches Visum – 21 mehr als noch vor neun Jahren. Hinzu kommt, dass Visa für Selbstständige schwer zu erhalten sind. Israelis belegen damit Platz neun in der Selbstständigen-Statistik des Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge (BAMF).

In einem Experteninterview mit der Autorin hat eine Mitarbeiterin des Berliner Landesamts für Ordnungsangelegenheiten, die für Visa und Aufenthaltsangelegenheiten zuständig ist, diesen Eindruck bestätigt. Die Israelis, mit denen sie zu tun hat, beurteilt sie als sehr arbeitsam, unternehmerisch und auch erfindungsreich. Teile man ihnen mit, dass es in einem Beruf kaum Aussicht auf Erfolg gebe, probierten sie es in einem anderen Feld. Und wer es nicht schaffe, Fuß zu fassen, ziehe weiter. Bislang habe sie nur eine Familie erlebt, die Hartz-IV bezogen habe. Alle anderen, sagte die Behördenmitarbeiterin zusammenfassend, seien sehr an ihrem Fortkommen interessiert, sprächen sehr gut Englisch und seien sehr fleißig.

Niedriges Alter

Weiterhin zeichnet die israelischen Einwanderer aus, dass sie eine relativ junge Immigrantengruppe sind: Über 80 Prozent sind zwischen 27 und 39 Jahre alt und verheiratet oder in einer Partnerschaft lebend. Gut 37 Prozent haben (noch) keine Kinder.

Für junge Israelis der Mittel- und Oberschicht, die wiederum zum größten Teil aus Aschkenasim besteht (Khazoom 2003), ist es mittlerweile die Norm zu reisen. Vor allem nach dem Militärdienst unternehmen viele eine längere Reise ins Ausland (Noy 2006). Ähnlich wie viele ihrer europäischen und amerikanischen Altersgenossen, die sich auch auf den Weg ins Ausland machen, sind sie kosmopolitisch eingestellt (Harpaz 2013; Noy 2006). So lernen sie andere Länder kennen und entdecken eine Welt jenseits von Israel, die für einige attraktiver ist als ihr Heimatland. Sie sind von daher nicht abgeneigt, auszuwandern; dennoch ist der Umzug nach Berlin (genau wie in andere Länder) oft keine endgültige Entscheidung. Sie haben nicht die Absicht, Israel für immer den Rücken zu kehren. In den Interviews geben sie an, sie wüssten nicht, wie lange sie in Berlin bleiben wollten.

Vergangenheit für Auswanderer wenig relevant

Was diese Mobilität und das zeitweise Auswandern anbelangt, unterscheiden sich die verschiedenen Generationen in Israel deutlich. In der Anfangsphase des Staates galt Auswanderung moralisch als Verrat am jüdischen Kollektiv (Cohen 2007). Bis 1959 konnten Israelis nur mit Sondergenehmigung ausreisen (Silber 2008).

Besonders schwierig war das Verhältnis zu Deutschland. Bis 1956 existierte der sogenannte *Prat HaGermania* – in israelischen Pässen stand ein Vermerk, der die Gültigkeit des Dokuments für eine Einreise nach Deutschland explizit ausschloss. Er wurde weniger aus ideologischen als aus praktischen Gründen abgeschafft: Westdeutschland war seit Staatsgründung und noch mehr seit dem Luxemburger Abkommen von 1952 einer der wichtigsten Handelspartner des jungen Staates Israel. Ein weiterer Schritt in Richtung Normalität folgte 1965 mit Aufnahme der diplomatischen Beziehungen.

Diese schrittweise außenpolitische Normalisierung bedeutete jedoch nicht, dass die Auswanderung von Israelis aus Israel in irgendeiner Weise als wünschenswert empfunden worden wäre. Die Aversion gegen Auswanderer nahm nur ganz allmählich ab, und selbst heute sind mitunter noch ideologisch geprägte Standpunkte anzutreffen. Auch wenn zunehmend realisiert wird, dass Israelis teilweise außerhalb Israels leben und eine globale Diaspora geworden sind (Gold 2001), so empfinden doch Teile der israelisch-jüdischen Gesellschaft die Auswanderer immer noch als *Yordim*, wörtlich Absteiger.

Gerade die Abwanderung nach Deutschland ist nach wie vor ein heikles Thema, wie öffentliche Debatten in den vergangenen Jahren deutlich gemacht haben. So ist auch wenig verwunderlich, dass es vor allem Israelis der dritten Generation sind, die nach Deutschland kommen. Fragt man sie nach ihrer Haltung zur deutsch-israelischen Vergangenheit, dann empfinden 80 Prozent diese für sich persönlich und für ihre Auswanderung als nicht oder wenig relevant. Dieser hohe Anteil zeigt, dass die offiziellen und medialen Diskurse bestenfalls einen Teil der Wirklichkeit spiegeln: Unsere Interviewpartner erklärten, dass die Vergangenheit zwar existiere und Teil der Erinnerungskultur sei, dass sie aber in ihrem Alltagsleben keine oder kaum eine Rolle spiele. Gerade die jungen Israelis, die den Großteil unter den Einwanderern in Berlin stellen, haben sich weit von der Vergangenheit entfernt; auch Gedenkorte besuchen sie eher selten.

4. Vielfältige Motive: Warum Israelis nach Berlin kommen

Liebe

Die im vorigen Abschnitt beschriebene Distanz zur Vergangenheit wirkt sich auf das Verhältnis zur deutschen Umgebung aus. Das gilt auch für die Offenheit, Beziehungen zu deutschen Nichtjuden einzugehen: Tatsächlich sind deutsche Ehepartner ein wichtiger Faktor für Immigration. Das betrifft insbesondere Israelis, die tatsächlich als Israelis registriert sind, aber auch jene, die als EU-Bürger in Deutschland leben.

Teilweise haben die betroffenen Israelis ihren Partner erst in Deutschland kennengelernt, teilweise war er für den Umzug ausschlaggebend. So stellt die deutsche Botschaft in Tel Aviv pro Jahr etwa 900 Visa für sogenannte Familienzusammenführungen aus. Auch unter denjenigen, die den Fragebogen des GIF-Projekts ausgefüllt haben, waren Israelis mit deutschen Partnern oder Familienangehörigen nicht selten vertreten; die Befunde der ethnografischen Feldforschung der Autorin dieser bestätigen dies. Liebe ist, wie Umberto Eco feststellte, ein Hauptgrund für Migration – das ist bei Israelis nicht anders.

Wirtschaftliche Situation und Berufsperspektiven

Weiter sollte man das überdurchschnittliche Bildungsniveau und die in vielen Fällen aus Deutschland oder Europa stammenden Vorfahren im Blick behalten, wenn man untersucht, weshalb Israelis nach Deutschland und speziell Berlin kommen. Ihre Motive sind vielschichtig und miteinander verquickt. Trotzdem sticht eines hervor: Die wirtschaftliche Situation Israels bezeichnen 50 Prozent der Befragten als sehr wichtig bei ihrer Entscheidung auszuwandern; nur 16,2 Prozent nennen diesen Grund unwichtig. Dabei kommen mehrere Aspekte zusammen: Neben den in Deutschland niedrigeren Lebenshaltungskosten spielt die Hoffnung auf einen besser bezahlten Beruf und auf professionelle Weiterentwicklung – was auch heißen kann, ein Start-up zu gründen oder einen weiteren Bildungsabschluss zu erlangen – eine wichtige Rolle.

40,8 Prozent bezeichneten die beruflichen Entwicklungsmöglichkeiten als sehr wichtig für ihre Entscheidung, Israel zu verlassen. Deutschland haben aus diesem Grund 48,7 Prozent als Zielland gewählt.

Welche besondere Rolle Berlin dabei spielt zeigt sich in den Interviews. In Berlin, erklärte etwa eine junge Selbstständige, könne sie ihre Ziele besser verfolgen, da die Stadt ihr mehr Optionen und Zugang zu einem größeren Markt biete. Auch seien Deutsche interessierter als Israelis an ihrer Ware, einem Bioprodukt. Zudem ist das Leben in Berlin nach Worten der Interviewpartnerin einfacher und billiger als in Israel.

Ähnliche Einstellungen wurden auch in weiteren Interviews geäußert, vor allem von Selbstständigen: Israelis ziehen nach Berlin, nicht nach Deutschland. Die vergleichsweise geringeren Lebenshaltungskosten, die Kreativszene der Stadt und der viel größere Markt bilden eine Mischung, die besonders junge und gut ausgebildete Israelis anzieht. Für sie wäre es in Israel schwieriger, sich selbst zu verwirklichen. Also leben sie ihre israelische Start-up-Mentalität lieber in Berlin aus.

Die zitierte Interviewpartnerin gab aber auch an, sei sie nicht nach Berlin gekommen, um das große Geld zu machen. Worum es ihr vielmehr gehe: ein Einkommen zu haben, von dem sie leben könne, und beruflich einen Weg zu gehen, der sie erfülle.

Ähnliche Meinungen vertraten israelische Start-up-Unternehmer in einem Bericht des „Spiegel“ vom Februar 2014: In Berlin eröffneten sich bessere Möglichkeiten als in Israel mit seinem viel kleineren Markt und seiner angespannten außenpolitischen Lage. Viele Unternehmer sehen Berlin dabei als Ergänzung zu Tel Aviv und agieren in beiden Ländern. Die Zusammenarbeit wirke sich dabei positiv auf die Geschäftsentwicklung aus.

Diese Strategie ist auch den offiziellen Stellen in Berlin und Israel nicht verborgen geblieben: Die Stadt Berlin hat extra eine Stelle für Start-ups eingerichtet und eine weitere für Neuansiedlungen bereits etablierter Firmen. Das israelische Wirtschaftsministerium wiederum hat eine Stabsstelle in der israelischen Botschaft in Berlin etabliert, um binationale Wirtschaftskollaborationen zu unterstützen. Und der jüdische Nationalfonds „Keren Kajemet LeIsrael“ investiert in ein Programm namens „greenXchange“, das Kooperationen im Bereich grüner und nachhaltiger Industrien unterstützen soll.

Studium und Weiterbildung

31,8 Prozent der befragten Israelis in Deutschland gaben Weiterbildungsmöglichkeiten als sehr wichtigen Grund an, Israel zu verlassen. Irrelevant war das Thema Weiterbildung für 38 Prozent. Bedenkt man, dass 80 Prozent bereits über (mindestens) einen ersten Hochschulabschluss verfügen, erscheint der erste Wert überraschend hoch. Zugleich drückt er aus, dass eine sehr bildungsaffine Gruppe von Israelis emigriert. Speziell Deutschland als Auswanderungsziel wählten 33 Prozent auch wegen der Weiterbildungsmöglichkeiten.

Zwar sei er sich nicht sicher, ob er nun eine Dissertation schreiben wolle oder nicht, sagte ein Interviewpartner, aber das hänge sehr davon ab, ob er ein Stipendium erhalte. In diesem Fall ist Weiterbildung und vor allem die Aussicht, einen noch höheren Bildungsabschluss zu erlangen, nicht unbedingt ein Muss, aber eine willkommene Option, die zur Entscheidung für Berlin beitrug: Die Stadt biete für ihn eine gute Bildungsinfrastruktur, so der Interviewpartner, da es viele Unis direkt vor Ort oder im erreichbaren Umland gebe und viele Stipendien. Gerade letzteres spielt nach seiner Auffassung eine besondere Rolle für die Anziehungskraft, die Deutschland auf Israelis ausübt. Die große Zahl der Stipendien wiederum hängt mit dem stark ausgeprägten Bildungsaustausch zwischen beiden Ländern zusammen.

Für einen anderen Interviewpartner erleichtern die fehlenden Studiengebühren an deutschen Unis das Studium. Gleich mehrere Interviewpartner waren wegen ihrer Spezialisierung nach Deutschland gekommen und wegen Studiengängen, die es in Israel kaum oder gar nicht gibt. Hier wirkt sich vor allem die Größe Deutschlands im Vergleich zu Israel aus. In Israel gibt es nicht einmal zehn Universitäten, was annähernd der Zahl an Universitäten und höheren Bildungseinrichtungen entspricht, die allein der Großraum Berlin bietet.

Israelische und/oder jüdische Infrastruktur

Neben den rationalen Gründen Beruf und Bildung spielen für einen großen Teil der israelischen Einwanderer Identitätsgründe eine wichtige Rolle bei ihrer Entscheidung, nach Berlin zu ziehen. Diese können ganz unterschiedlich gelagert sein: weil Berlin die Möglichkeit bietet, einen israelischen oder jüdischen Lebensstil aufrechtzuerhalten; weil man in Berlin viele ähnlich denkende Israelis findet; oder weil dort die eigene Jekke-Identität, so vorhanden, ausgelebt werden kann.

Einen israelischen Lebensstil beizubehalten und religiös praktizieren zu können, sahen 36,2 Prozent aller Befragten als sehr wichtig an, während 27,6 Prozent es für unwichtig hielten. Hier fällt Berlin eine ganz besondere Rolle zu: Die Hauptstadt ist auch das Zentrum jüdischen und israelischen Lebens in Deutschland, und es gibt eine wachsende israelische und jüdische Infrastruktur.

„Jüdisch“ und „israelisch“ kann dabei verquickt sein, muss es aber nicht. Ein Interviewpartner etwa stellte klar, dass er sich als Israeli, aber nicht als Jude sehe. Er habe bei der Ausstellung seines israelischen Personalausweises beim Innenministerium darauf beharrt, dass „Jude“ nicht in seinem Ausweis vermerkt werde. Zwar steht dieser Vermerk in neuen Ausweisen ohnehin nicht mehr, aber das wusste er nicht. Für ihn war es jedoch zentral wichtig, nur Israeli zu sein.

Dank seines EU-Passes und der Flexibilität seines Berufes kann dieser Interviewpartner transnational zwischen Deutschland und Israel leben. In Berlin lebt er seine säkulare, stark an Europa angelehnte, aber dennoch israelische Identität aus, die er in Israel bedroht sieht. Als Emigrant sieht er sich selbst jedoch nicht, da er zwischen beiden Ländern pendelt und nicht ausschließt, ganz nach Israel zurückzukehren. Auch in Deutschland an der israelischen Kultur teilzuhaben ist diesem Mann wichtig. Andere Israelis in Berlin kennt er auch. Für andere Juden interessiert er sich aber nicht. Generell sei die Herkunft seiner Freunde für ihn ohne Belang, betont er – gerade diesen kosmopolitischen Aspekt von Berlin genieße er.

Eine weitere Interviewpartnerin, Mutter von drei Kindern, hat ihrem Jüdisch- und Israelisein gegenüber ganz andere Empfindungen. Ihre Entscheidung für Berlin basierte auf mehreren Parametern: An dem zu wählenden Ort musste ihr Mann Arbeit finden, das Einkommen dort musste zum Leben reichen – und die Infrastruktur des Ortes musste ihr einen jüdisch-israelischen Lebensstil ermöglichen. Ihre drei Kinder gehen auf jüdische Schulen, um, so die Frau, die Wiedereingliederung zu erleichtern, wenn die Kinder nach Israel zurückkehrten. An diesen Schulen sei sowohl die jüdische Religion als auch die Landeskunde Israels Bestandteil des Curriculums. Solche Schulen, wie sie sie sich für ihre Kinder wünsche, gebe es in dem Maße nur in Berlin. Zwar sei der Vertrag ihres Mannes vorerst befristet, allerdings schloss die Interviewpartnerin nicht aus, länger in Deutschland zu bleiben.

Diese Beispiele zeigen, dass Israelis in Berlin entsprechend ihrem jeweils unterschiedlichen Lebensstil mehr oder weniger Gebrauch von israelischen und jüdischen Strukturen machen. Bei den Israelis mit deutschem Partner verhält es sich wieder anders: Alle interviewten Israelis, die in dieser Konstellation leben und Kinder haben, schätzen es sehr, dass sie in Berlin Zugang zu einer wachsenden israelischen Infrastruktur haben und ihre Muttersprache sprechen können. Die Besonderheit liegt darin, dass diese Einwanderer durch ihren Partner oder auch ihre Kinder an Deutschland gebunden sind. Berlin bietet ihnen die Möglichkeit, dennoch israelische oder gegebenenfalls auch jüdische Identitätsräume zu bewahren und so Teile ihrer Kultur auch leichter an ihre Kinder zu tradieren (siehe auch Abschnitt „Israelische und jüdische Identitätsanker“, S. 23).

Eine deutsche Interviewpartnerin, die mit einem Israeli verheiratet ist, die israelische Staatsbürgerschaft besitzt, Hebräisch spricht und knapp zehn Jahre in Israel gelebt hat, erklärte, dass Berlin der einzige in Frage kommende Ort für ihre Familie in Deutschland sei. Sie selbst fühle sich in beiden Ländern zu Hause, aber die Offenheit von Berlin sei etwas Besonderes. Nur hier finde sie die Infrastruktur, die ihre Familie brauche. Diese besondere Qualität Berlins wurde auch in weiteren Interviews bestätigt.

Politische Situation in Israel

Die politische Situation in Israel war für 40,8 Prozent der befragten Israelis wichtig oder sogar sehr wichtig für ihre Entscheidung auszuwandern. Für 34 Prozent war sie hingegen irrelevant und für 25,3 Prozent nur wenig relevant. Politik wird in Israel offen diskutiert und Meinungsverschiedenheiten sind Teil des Alltagslebens.

Allerdings gab es in Israel in den letzten zehn Jahren sowohl in der Politik als auch in der Gesellschaft einen Rechtsruck sowie eine Renaissance des Religiösen, eine Rereligionisierung (Ghanem 2011). Nur noch knapp 40 Prozent der israelischen Juden definieren sich als säkular, während sich die Mehrheit inzwischen irgendwo im Spektrum von traditionell bis ultraorthodox verortet. Diese Rereligionisierung wirkt sich auf das Wahlverhalten aus und beschert den Parteien rechts des Zentrums Stimmengewinne. Diese Entwicklung entspricht den Einstellungen einer knappen Mehrheit – eine bedeutende Minderheit sieht sich hierdurch dagegen in ihrer Lebensweise und Identität bedroht. Dementsprechend dominieren unter den israelischen

Einwanderern in Deutschland die Säkularen; viele verorten sich selbst im linken politischen Spektrum. Ein Teil von ihnen war politisch in Israel aktiv und manche sind es nun wieder in der Emigration.

In den Interviews kam die Unzufriedenheit mit der politischen Situation in Israel deutlich zum Ausdruck. Ein Interviewpartner sagte beispielsweise, er habe Israel mit seiner Familie verlassen, da er und seine Frau sich in dem Land nicht mehr wiederfinden. Während des letzten Gaza-Kriegs im Sommer habe er sogar überlegt, seine israelische Staatsangehörigkeit als Zeichen des Protests abzulegen. Dazu sei es letztlich nur deshalb nicht gekommen, weil seine Eltern weiterhin im Land lebten und er sich irgendwann um sie kümmern müsse. In seiner Familie ist der Interviewpartner laut seiner Aussage aber nicht allein mit dieser kritischen Haltung: Sein Bruder sei eine Woche nach ihm in Berlin angekommen.

Ein anderer Interviewpartner bezeichnete als Auslöser für die Auswanderung, dass er keine Änderung in der israelischen politischen Landschaft erkennen könne, stattdessen aber ein weiteres Abdriften und eine gesellschaftliche Zersplitterung, die zu kurzlebigen Regierungskoalitionen führe. In wieder anderen Gesprächen zeigte sich, dass die Aussicht auf eine EU-Staatsangehörigkeit, gepaart mit der politischen Unzufriedenheit im Land, die Auswanderung zu einer pragmatischen und realistischen Lösung gemacht hat.

In den israelischen Medien wurde diese Kombination vor ungefähr zehn Jahren, als die Wiedereinbürgerungen in Europa ihren Höhepunkt erreichten, kritisch und mit Angst aufgenommen. Es herrschte die Sorge vor einer Massenauswanderung. Diese Gefahr wurde von Wissenschaftlern teils bestritten (Harpaz 2009), teils lediglich in Nuancen bejaht (Kranz 2015 b), und bislang hat keine Massenauswanderung stattgefunden. Die Zahl der auswandernden Israelis blieb vielmehr relativ stabil (DellaPergolla 2014). Allerdings liegt das Problem aus israelischer Sicht weniger in den Zahlen als darin, dass gerade junge Leistungsträger dem Land auf unbestimmte Zeit den Rücken kehren.

Jeckische Identität und kulturelle Affinität

Immerhin 20,3 Prozent der Befragten gaben an, dass ihre jeckische Identität für sie wichtig oder sogar sehr wichtig sei. Dieser Wert ist erstaunlich, wenn man bedenkt, dass die große Mehrheit von über 80 Prozent aller israelischen Einwanderer in Deutschland nach 1974 geboren wurde und der dritten Generation in Israel angehört. Zwar hatten bereits qualitative Studien gezeigt, dass Deutschsein unter Jeckes in Israel innerhalb der Familien und auch durch Vereinigungen tradiert wird (Kranz 2013), allerdings war dies bislang noch nie quantitativ nachgewiesen worden.

Sich als Jecke zu begreifen ist sowohl in Israel von Bedeutung als auch für die Wahl des Immigrationslandes. Dies zeigt sich unter anderem auch daran, dass für 59,5 Prozent der Befragten die Kultur des Ziellandes sehr wichtig oder wichtig bei der Entscheidung für Deutschland war. Es passt auch dazu, dass viele Israelis in Berlin aus aschkenasischen Familien kommen.

Es ist jedoch nicht nur die mehr oder weniger vertraute Kultur, die die Immigranten anspricht. Aus den qualitativen Daten ergibt sich, dass auch Berlin und seine Kulturszene eine besondere Rolle spielen. Die kulturellen Möglichkeiten Berlins werden als besonders attraktiv angesehen und nicht nur passiv genutzt: Einige der Israelis tragen aktiv zur Kulturszene bei, sei es als DJs, freischaffende Künstler, Musiker oder Journalisten.

Zwei Beispiele für die Mischung aus kultureller Affinität und Gelegenheitsstrukturen sind eine freischaffende Künstlerin und die bekannte „Meschugge Party“-Reihe. Die freischaffende Künstlerin führt in Berlin ein mit Stiftungsgeldern gefördertes Projekt durch, bei dem sie sich über konzeptionelle Kunst den Identitäten der dritten Generation von Israelis sowie denen von Deutschen und Palästinensern derselben

Generation annähert. Dass sie sich hierbei an ihrer eigenen israelisch-aschkenasischen Identität abarbeitet, ist ihr bewusst; ebenso, dass sie sich in der Stadt zu befindet, in der ihrer Meinung nach „alles anfing.“ Sie gehört damit zur Minderheit der Israelis, für die die Vergangenheit eine wichtige oder sehr wichtige Rolle in ihrem Alltag in Berlin spielt.

Die „Meschugge Party“ – das jiddische Wort „meschugge“ bedeutet „wahnsinnig“ – findet regelmäßig in Berlin-Mitte statt. Der DJ ist Israeli und offen schwul, über seinem Pult hängt gut sichtbar die israelische Flagge. Die Partys stellen einen direkten Export der Clubkultur und Szene Tel Avivs dar: Tel Aviv vermarktet sich als pinke Stadt, die jährliche „Gay Pride Parade“ ist ein großes Event, das viele Touristen anzieht. Die dortige Clubszene ist ebenso berühmt wie die Berlins. Deutsche DJs legen in Tel Aviv auf, Israelische in Berlin.

Emigration als Abenteuer

Für ein Drittel (33,7 Prozent) der israelischen Einwanderer ist es sehr wichtig, dass das Auswandern ein Abenteuer ist und es ihnen ermöglicht, aus dem Alltag in Israel auszubrechen. Dieser ist für sie durch traditionelle Strukturen und die Nähe zur Familie bestimmt. Die Emigration bietet demgegenüber die Chance, neue Lebenswege zu entdecken.

Ein Interviewpartner sagte beispielsweise, er habe sich in Israel erdrückt gefühlt, ihm sei das alles zu viel geworden. Jetzt, in Berlin, könne er wieder atmen und sich frei bewegen. Und eine weitere Interviewpartnerin erzählte: Sie sei Ende 30, nicht verheiratet, habe keine Kinder und verfolge ihre Karriere. Während dies in Israel nicht normal sei (Lahad & Hazan 2014) und sie immer wieder darauf angesprochen werde, passiere dies in Berlin nicht.

Gerade für jüngere Interviewpartner spielt eine Rolle, dass sie Berlin als das große Abenteuer sehen, voll von Partys und mit relativ niedrigen Mietpreisen. Hinzu kommt, dass sie dank ihrer EU-Pässe leicht Arbeit finden und deutsche Universitäten keine Studiengebühren erheben, sodass Arbeit und Studium gut kombiniert werden können. Offen lassen diese sehr jungen Einwanderer aber, wie lang sie in Berlin bleiben wollen. Für sie ist es wichtig, möglichst viele Optionen zu haben.

Viele aus dieser Altersgruppe sehen Berlin als Zwischenstation ihrer großen Reise nach Beendigung des Militärdienstes. Lange Zeit führten diese Reisen nach Asien, Süd- oder Nordamerika. Seit sich aber die Einstellungen gegenüber dem neuen Deutschland geändert haben, ist vor allem Berlin ein Anziehungspunkt geworden. Aufgrund der bereits geschilderten Vorteile Berlins – niedrige Lebenshaltungskosten, gute Berufsaussichten –, des Zugang zu EU-Pässen sowie der gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Entwicklungen in Israel ist aber nicht auszuschließen, dass der eine oder andere auch dauerhaft in Berlin bleibt.

5. Komplexe Identitäten: Wie Israelis in Berlin leben und sich integrieren

Antisemitismus und Antiisraelismus

Die ethnografische Feldforschung liefert einen guten Einblick in das Berliner Leben der eingewanderten Israelis. Ein prägnantes, wenn auch trauriges Beispiel für ihr Leben in Deutschland sind die Erfahrungen mit Ablehnung aufgrund ihrer Abstammung: 20 Prozent aller Befragten gaben an, Antisemitismus in ihrem Alltag erlebt zu haben.

Ein Interviewpartner berichtete zum Beispiel, wie er mit Freunden Hebräisch redete und daraufhin von einem älteren Mann angesprochen wurde. Dieser habe gefragt, welche Sprache sie sprächen, und auf die Antwort, „Hebräisch“, erwidert: „Ich bin mit der Politik ihrer Regierung nicht einverstanden.“ Der Israeli war verblüfft und wusste nicht, was er, der er selbst extrem regierungskritisch ist, dazu sagen sollte.

Erst im Nachhinein versuchte er zu verstehen, was der Mann gemeint haben könnte: War er tatsächlich nur mit der Politik der israelischen Regierung nicht einverstanden? War er ein Antisemit, der Israel die Schuld am Nahostkonflikt gibt? War er antiisraelisch oder hasste er Juden? Der Interviewpartner war sich zwar unsicher, allerdings empfand er die Haltung des älteren Mannes als ablehnend. Man sieht, wie schwierig es sein kann, eine Situation eindeutig zu bewerten.

Ein anderes Beispiel macht dies noch deutlicher: Eine eingewanderte Israeli erzählte, Deutsche reagierten mit Verwunderung darauf, dass sie nur so wenig Deutsch könne. Für sie selbst sei so etwas antisemitisch. Erst auf Nachfrage betrachtete sie die Situation aus deutscher Sicht. Auf Grund ihres Aussehens hielte man sie für eine Deutsche. Für sie selbst schlossen ihre Sprachdefizite das aus: Dass Unbekannte sie nicht sofort als Israeli beziehungsweise Einwanderin erkannten, war ihr nicht bewusst.

Diese Beispiele verdeutlichen, wie schwer es im Alltag fällt, ein Verhalten eindeutig als antisemitisch einzuordnen. Allerdings sollen sie keinesfalls über den existierenden Antisemitismus und Antiisraelismus hinwegtäuschen. Die Universität Leipzig stellt in jährlich durchgeführten Studien über die deutsche Mitte seit Jahren fest, dass der Antisemitismus und der Antiisraelismus in der deutschen Bevölkerung nicht abnehmen (Decker, Kiess und Brähler 2014).

Monika Schwarz-Friesel und Jehuda Reinharz (2013) haben in einer Studie 13.000 Emails an die israelische Botschaft in Berlin und an den Zentralrat der Juden analysiert. Sie kamen zu dem Ergebnis, dass die meisten der Hassemails von der gebildeten Mittelschicht verfasst wurden.

Es ist kaum verwunderlich, dass Israelis vor dem Hintergrund der deutsch-jüdischen Vergangenheit sowie ihrer jeweiligen Familiengeschichte ambivalente Situationen schnell als antisemitisch oder antiisraelisch interpretieren. Andererseits gibt es seit dem Sommer 2014, als Israel mit einer militärischen Offensive auf anhaltenden Raketenbeschuss aus dem Gazastreifen reagierte, vermehrt explizit antiisraelische Erlebnisse: So berichteten einige Interviewpartner von wüsten Beschimpfungen, wenn sie Hebräisch auf der Straße gesprochen hätten. Andere wurden mit aggressiven Monologen konfrontiert, die viel über Stereotype und mangelndes Wissen über den Nahostkonflikt aussagten.

Heimat und Fremde zugleich

Das Verhältnis von Deutschen und Israelis ist mitunter schwierig. Es sei eine Hassliebe, stellte ein Interviewpartner fest. Er liebe und er hasse Deutschland zugleich. Auf der einen Seite schätze er die deutsche Ordnung, auf der andere Seite störe ihn die deutsche Rigidität; er liebe die Offenheit der deutschen, nichtjüdischen Familienangehörigen seiner Verlobten, empfinde es aber als schwierig, dass sie so wenig über

seine Tradition wüssten. Die Verbindung zu Deutschen stelle sich für ihn als schwierig dar, da er sich anders fühle und Angst um den Verlust seiner eigenen israelisch-jüdischen Identität habe. Zugleich schätze er bestimmte Rahmenbedingungen in Berlin sehr.

„Ich sehe meine Familie nun durch deutsche Augen“, erklärte ein anderer Interviewpartner. Er mag die Offenheit, mit der man ihm in Berlin begegne, die beruflichen Möglichkeiten, den höheren Lebensstandard und seinen viel größeren persönlichen Freiraum. Dass seine Frau Nichtjüdin ist, spiele weder für ihn noch für seine Familie eine Rolle. Sie hätten gemeinsam über eine Konversion nachgedacht, als sie noch in Israel lebten, und sich dagegen entschieden. Seine traditionellen Eltern hätten diese Entscheidung verstanden.

Warum gerade nach Deutschland und nicht in irgendein anderes EU-Land? „Oberflächlich betrachtet hat Deutschland ein gutes Sozialsystem. Berlin hat tolle Möglichkeiten. Aber irgendwie war dieses Deutschsein immer ganz wichtig bei uns zu Hause“, sagte eine Interviewpartnerin mit deutschem Zweitpass. Für sie war der Prozess, nach Deutschland einzuwandern, langwierig. Es ging ihr weniger um Abenteuer oder berufliche Perspektiven, als vielmehr darum, die eigenen Wurzeln zu erkunden.

Das ging mitunter auch mit der schmerzhaften Feststellung einher, dass sie sich der deutschen Kultur zwar irgendwie nahe fühlte, aber zugleich spürte anders zu sein als andere Deutsche. In vielerlei Hinsicht sei sie eben Israeli. Ob sie auf ewig in Deutschland bleiben wolle, wisse sie nicht. Allerdings sei ihr in Deutschland bewusst geworden, dass sie sich zwar in Israel als Teil einer jeckischen Familie gefühlt habe und als Jecke sozialisiert sei, aber dass ihr etwas Wichtiges fehle, das die Teilhabe am Alltagsleben in Deutschland ausmache: die deutsche Sprache.

Die Sprachfähigkeit oder -unfähigkeit war ein wiederkehrendes Thema in den Gesprächen mit den Enkeln der Jeckes. Durch die Bank erklärten sie, das Deutschsein habe in ihren Familien eine zentrale Rolle gespielt, aber erst in Deutschland sei ihnen selbst bewusst geworden, dass dies nicht nur bedeute, sich wie Deutsche zu verhalten, sondern auch, die Sprache zu sprechen.

Diese Erfahrung empfand ein weiterer Interviewpartner als sehr bedrückend: Als er in Deutschland direkt arbeiten wollte, stellte sich heraus, dass er seinen Beruf erst ausüben kann, wenn er das Sprachniveau B2 (Fortgeschrittene) erreicht hat. Bis dahin blieb ihm nur, Hartz IV zur Grundsicherung zu beziehen und an einem staatlich finanzierten Sprachkurs teilzunehmen.

Die staatliche Unterstützung betrachtet dieser Interviewpartner allerdings mit Argwohn. Einerseits ermöglicht die deutsche Staatsangehörigkeit Unterstützung bei der Eingliederung, andererseits kam er nicht nach Deutschland, um von Transferleistungen zu leben. Er wollte in eine imaginierte Heimat „zurückkehren“ – allerdings war ihm nicht bewusst, was es bedeutet, deren Regeln nur teilweise zu kennen und deren Sprache gar nicht zu sprechen.

Für einen anderen Interviewpartner war es ein zentrales Motiv, in der Stadt zu leben und zu arbeiten, aus der seine Großeltern stammen. Damit schließt sich ein Kreis seiner Familiengeschichte: Seine Großeltern lebten bis zu ihrer Flucht glücklich in Berlin, das sie bis dahin als sehr liberal empfunden hatten. Für ihren Enkel verheißt heute Berlin genau diese Liberalität, die ihm wiederum seine Heimatstadt Jerusalem nicht mehr bietet.

Sozusagen das Gegenmodell verkörpert ein anderer Interviewpartner: Er erzählte, wie ungeplant sein nun dauerhafter Aufenthalt in Berlin war. Deutsch hatte er von seiner Mutter gelernt und in Israel konnte er das gewünschte Fach nicht studieren. So wählte er Deutschland als Studienort. Zwar brach er das Studium ab, blieb aber vorerst trotzdem in Deutschland und kam über berufliche Umwege nach Berlin, wo sich ungeplant eine sehr erfolgreiche Karriere entwickelte. Außerdem fand er Freunde, einen Partner, baute ein soziales

Netzwerk auf. Immer wieder wurde im Interview seine Verwunderung deutlich, dass er nun schon mehr als 20 Jahre in Deutschland ist. Im Gegensatz zu Jeckes, die auf Heimat- oder Spurensuche waren, hatte er keine besondere Agenda, als er nach Deutschland kam.

Israelische und jüdische Identitätsanker

Die Pflege ihrer kulturellen Identität spielt für die eingewanderten Israelis in Deutschland eine besondere Rolle. Zentral dabei ist für alle, unabhängig manchen gleich noch zu erläuternden Differenzen zwischen verschiedenen Subgruppen, die hebräische Sprache: Viele Interviewpartner betonten, wie wichtig es sei, in ihrer eigenen Sprache mit anderen Israelis zu reden. Dieser Wunsch schlägt sich in weit verzweigten Netzwerken von Israelis in Deutschland nieder.

Ein Interviewter sagte etwa: „Ich bin echt ein Nazi, was die Sprache angeht. Mit meinen Kindern spreche ich nur Hebräisch!“ Während es ihm egal ist, dass seine Kinder nach der in Israel dominanten, orthodoxen Strömung des Judentums nicht als Juden anerkannt sind und seine Frau deutsche Nichtjüdin ist, hat es allergrößte Bedeutung für ihn, dass seine Kindern seine Sprache auf muttersprachlichem Niveau sprechen. Interessanterweise benutzt er den Ausdruck „Nazi“, der in der israelischen Umgangssprache dazu benutzt wird, um eine kompromisslose, absolute Haltung darzustellen. Jüdischer fühle er sich nach all den Jahren in Deutschland nicht, allerdings fehle ihm das israelische Essen, vor allem Humus.

In diesem Zusammenhang ist für israelische Eltern in Deutschland auch die Frage, welche Kita oder Schule die Kinder besuchen sollen, ein großes Thema. Manchen wird dies allerdings erst bewusst, wenn sich in der gewählten Bildungseinrichtung Probleme ergeben. Beispielsweise meldete ein israelisches Paar seine Tochter in einem internationalen, aber nicht jüdischen Kindergarten an, damit es weiterhin Englisch spricht. Erst später fiel den Eltern auf, dass das Essen in der Kita nicht koscher war. Das Ehepaar bat daraufhin die Gruppenleiterin, bei Fleischgerichten immer in der Küche nachzufragen, um welches Fleisch es sich handele. Damit war das Problem zunächst gelöst. Allerdings, so erzählten die Eltern, brächten andere Kinder Gummibärchen oder anderes nicht-koscheres Essen zu Geburtstagen mit, was zu einer Ausgrenzung ihrer Tochter und zu vielen Tränen führe. Eine Lösung für dieses Problem existiere bisher nicht, so die Eltern, sie wollten aber ihr Kind auch nicht in eine andere Kita geben.

Überhaupt ist Essen für Israelis ebenso wie für andere Immigrantengruppen ein wichtiger Identitätsmarker. Einige vermissen das Essen, das sie traditionell als israelisch erachten, wie eben Humus, oder auch Kindheitserinnerungen wie Bamba (Erdnussflips). Andere wiederum konsumieren in Deutschland Nahrungsmittel, die sie sich in Israel kaum leisten konnten. Wieder andere ernähren sich nicht-koscher, um sich bewusst als säkulare Israelis zu positionieren oder weil es Teil ihrer Familienkultur war. Ein Enkelsohn von Jeckes erzählte, dass er das deutsche Essen genieße, das er von seinen Großeltern kenne. Und auch Händler bestätigen, dass für die Israelis in Berlin vor allem das israelische, nicht aber das jüdische Essen wichtig sei. Einer sagte: „Ob es koscher ist, ist nicht relevant. Sie kommen hier [in den Supermarkt], weil sie israelisches Essen haben wollen.“

Allerdings gibt es durchaus Israelis, die sich in der Diaspora jüdischer fühlen als zuvor in Israel. Vor allem die Feiertage begehen sie intensiver als in Israel und bemühen sich, die Tradition an ihre Kinder weiterzugeben. Das stellt säkulare Israelis bisweilen vor Probleme, da ihr eigenes Religionswissen oft gering ist und die Praxis bestenfalls symbolisch. So erzählte im Kindergarten die vierjährige Tochter zur Verwunderung ihrer israelischen Mutter, dass sie zu Hause israelische Feiertage begingen. Das Kind hatte daraus, dass an diesen Tagen immer viele Israelis da waren und Hebräisch sprachen, geschlossen, dass es sich um einen israelischen Feiertag handeln müsse. Einen Zusammenhang zum Judentum konnte es nicht erkennen.

In Israel, so ein anderer Interviewpartner, sei er nie in die Synagoge gegangen. In Berlin jedoch tue er das, wenn auch sehr selten. Sollte er aber nach Israel zurückkehren, werde er das ganze Jüdischsein wieder sein lassen. Dann sei er wieder voll und ganz säkularer Israeli. Dem nichtjüdischen Freund seiner Tochter steht er indifferent gegenüber, jedoch sei es für ihn von großer Bedeutung, dass sie in der Armee diene und eine richtige Israelin sei. Was das genau bedeute, ist für ihn selbst mehrdeutig: Er ist in der Diaspora geboren und kam als Kind nach Israel, seine Tochter besitzt eine EU-Staatsbürgerschaft, und er spricht mit ihr nicht Hebräisch, sondern seine Muttersprache.

Insgesamt zeigen die Interviews, dass – obwohl die jüdische Infrastruktur begrüßt wird – nur wenige der israelischen Einwanderer regelmäßig eine Synagoge besuchen. Wichtig ist ihnen, dass es überhaupt eine Synagoge gibt; deren Besuch beschränken sie meist auf die hohen Feiertage. Aber auch bei jenen, die mehr Wert auf die religiöse Praxis legen, scheinen israelische und jüdische Identität stark verquickt zu sein. Ein bezeichnendes Beispiel ist der Kindergottesdienst, der regelmäßig in der Synagoge in der Rykestraße stattfindet: Gemacht von Israelis für Israelis, ist Hebräisch die Lingua Franca – Nicht-Israelis bleiben aufgrund der Sprachbarriere weitgehend außen vor. Generell gibt es Anzeichen, dass sich neben der säkularen israelischen Kultur auch eine israelisch-jüdische Kultur unter den Einwanderern entwickelt.

Hingegen ist der Kontakt zu hiesigen Juden nur für wenige der befragten Israelis ein absolutes Muss. Ihr Jüdischsein ist vor allem mit ihrem Israelisein verbunden. Sie nehmen nicht-israelische Juden mit ihrer Diasporaidentität zwar als andere Juden wahr, aber sehen nur wenige Überschneidungen in der Identität. Die Unterschiede bewerten die israelischen Immigranten weder als gut noch als schlecht.

In den Hintergrund tritt in der Emigrationssituation dagegen die Unterscheidung zwischen Ashkenasim und Sephardim/Mizrachim (siehe Glossar S. 6), wie die Interviews ebenfalls zeigten. Entscheidend für die Einwanderer ist, dass sie die israelisch-jüdische Kultur teilen. Gleichwohl entstehen mit der wachsenden Zahl von Immigranten allmählich diverse Untergruppen.

Zwischen Heimweh und Enttäuschung

Heimweh, Nostalgie, Realismus, aber auch bodenlose Enttäuschung über Israel: All diese Empfindungen drückten die Befragten in den Interviews aus. Als ein extremes Beispiel kann die Aussage „Ich bin Israeli, aber ich will dort nicht mehr leben“ gesehen werden. Der Interviewpartner ging vor allem mit der israelischen Politik ins Gericht. Auch die Gleichgültigkeit der meisten seiner Landsleute, was die Ungerechtigkeiten in der israelischen Gesellschaft und den israelisch-palästinensischen Konflikt angeht, störte ihn gewaltig. Er finde es unglaublich, dass sich in Israel niemand darum kümmere, dass die West Bank seit mehr als 45 Jahren besetzt sei und Gaza eine humanitäre Katastrophe darstelle.

Die Gefühle dieses Auswanderers gegenüber seinem Heimatland sind von Wut, Trauer und Enttäuschung dominiert. In dieser Gefühlslage kam ihm sein deutscher Pass sehr entgegen. Auch wenn er seine Familie und Freunde regelmäßig besucht, hat dies nichts an seiner Entscheidung geändert, nicht mehr in Israel leben zu wollen.

Im Gegensatz dazu sagte eine andere Interviewpartnerin, ihr fehlten die Wärme der Menschen, die Flexibilität und die Lebensart, wie sie sie aus Israel kenne. Obwohl auch sie der israelischen Gesellschaft kritisch gegenüber stehe, sei ihr Israelbild im ersten Jahr in Deutschland von Nostalgie dominiert gewesen. Das hing sicherlich auch damit zusammen, dass sie Israel aus wirtschaftlichen Gründen verlassen hat: Das Leben dort war für sie nicht mehr bezahlbar. Erst nach einem Besuch in Israel relativierte sich ihre Sehnsucht. Sie begann, Israel kritischer zu sehen und die Vorteile des Lebens in Deutschland für sich selbst

herauszustellen: angefangen von besseren Arbeitsmöglichkeiten über bessere Kitas und Schulen bis dahin, dass sie in Berlin eine innere Ruhe empfinde, die ihr in Israel gefehlt habe.

Im Gegensatz zu diesen beiden, die erst seit kurzem in Berlin leben, hatte ein weiterer Interviewpartner schon alle diese Phasen durchlebt: Vor 15 Jahren folgte er seiner damaligen Freundin nach Deutschland und blieb dank seines EU-Passes auch nach dem Ende der Beziehung im Land. Nach diversen Auslandserfahrungen und einem dreimonatigen Sabbatical in Israel beschloss er, nach Berlin zurückzukehren. Dort hat er inzwischen seine Balance zwischen israelischer und deutscher Identität gefunden: Er sei Israeli, aber lebe nicht in Israel und werde auch nicht dorthin zurückkehren. Allerdings konvertiere seine Verlobte zum Judentum, so dass die gemeinsamen Kinder alles drei sein würden: Israelis, Deutsche und Juden.

Was vom Mythos bleibt: Zusammenfassung und Fazit

Im Gegensatz zur breiten Beachtung, die das Leben früherer Generationen von Juden in der wissenschaftlichen Literatur gefunden hat, stehen die heute in Deutschland lebenden Israelis bisher kaum im Blickfeld der Forschung. Medial wurden israelische Einwanderer in Deutschland und speziell in Berlin in den vergangenen Jahren aber zum Phänomen stilisiert und in beiden Ländern entsprechend thematisiert, was natürlich mit der Geschichte des 20. Jahrhunderts zusammenhängt. Die vorliegende Arbeit versucht nun erstmals, auf Basis der vorhandenen Daten sowie eigener ethnografischer Beobachtungen ein möglichst umfassendes Bild der aktuell in Berlin lebenden Israelis zu zeichnen.

Diese besitzen häufig mehrere Staatsangehörigkeiten und werden dann in vielen Fällen im deutschen Melderegister gar nicht als Israelis erfasst. Die Zahl der Israelis in Berlin lässt sich deshalb nicht exakt ermitteln. Eine sorgfältige Schätzung unter Einbeziehung aller verfügbaren Quellen ergibt jedoch etwa 11.000.

Bisher wurde dagegen häufig eine deutlich höhere Zahl angenommen. Das hat vielschichtige Ursachen: In Israel ist das Thema Auswanderung, noch dazu nach Deutschland, hochemotional besetzt; auch in Deutschland genießen Israelis besondere Beachtung. Das Thema ist deshalb medial stark präsent. Hinzu kommt die große Zahl israelischer Touristen.

Die tatsächlich in Berlin lebenden Israelis sind auffallend jung und gebildet: Jeweils über 80 Prozent gehören der Altersgruppe von 27 bis 39 Jahren an und besitzen einen Hochschulabschluss. Viele haben zudem aschkenasische Wurzeln, also deutsch- oder europäisch-jüdische Vorfahren. Nach Berlin kommen sie aus ganz unterschiedlichen Gründen. Die einen haben primär wirtschaftliche Motive, seien es geschäftliche Chancen, berufliche Optionen oder die niedrigeren Lebenshaltungskosten. Für andere ist es eine Frage der persönlichen oder familiären Identität, wieder andere folgen ihrem Lebenspartner/ihrer Lebenspartnerin. Viele begreifen Berlin nur als Lebensabschnitts-Wohnort, manche pendeln gar zwischen hier und Israel hin und her.

In den Migrationsmotiven unterscheiden sich die Israelis in Berlin nicht sehr von den Einwanderern aus anderen Ländern, seien es Spanier, die nach beruflichen Möglichkeiten suchen oder Amerikaner, die die trendige Kunstszene anzieht, oder Nachfahren deutscher Emigranten, die in Berlin ihre deutsche Identität erkunden wollen.

Als Ausnahme erscheinen die Israelis in Berlin aufgrund der Geschichte beider Völker. Dabei handelt es sich aber um die Außenperspektive: Für die meisten befragten Israelis spielt die Vergangenheit nach eigenem Bekunden kaum eine Rolle. Allerdings erklärt ein relativ hoher Anteil von 20 Prozent, Erfahrungen mit Antisemitismus gemacht zu haben – bei genauerem Nachfragen stellt sich dann heraus, dass die Erlebnisse oft nicht eindeutig sind und sich auch als Ausdruck von genereller Ambivalenz gegenüber Ausländern oder als an der Politik des Staates Israel interpretieren ließen.

Das Verhältnis von Deutschen und Israelis ist mitunter zwiespältig und schwierig – auch für die Jeckes. Diese erfahren nach Ankunft in Deutschland oft schmerzhaft, dass sie trotz hochgehaltener deutsch-jüdischer Familientradition in Deutschland nur bedingt am Alltagsleben teilhaben können, weil sie die Sprache nicht oder nicht gut genug sprechen.

Was ihre israelische Identität anbelangt, nutzen viele der Auswanderer gern die ausgeprägte israelische Infrastruktur und die Vernetzungsmöglichkeiten mit Landsleuten, die ihnen Berlin bietet. Besonders halten sie an der hebräischen Sprache sowie am israelischen Essen fest. Davon unabhängig und weniger wichtig ist

vielen ihre jüdische Identität und erst recht der Kontakt zu Juden in Deutschland, obwohl es auch die Fälle von ehemals strikt säkularen Israelis gibt, die in Deutschland nun ab und an die Synagoge besuchen.

Es dürfte spannend werden, zu verfolgen, wie sich die Identitäten der Israelis in Berlin entwickeln und welche Gemeindestrukturen sie ins Leben rufen. Bisher liefert diesbezüglich nur die Arbeit Adi Farjons (vgl. Seite 6) eine fundierte Detailaufnahme – das komplette Bild zu ergründen, erschiene aber lohnend. Denn bei aller Schwierigkeit, die Zukunft vorherzusagen: Die bisherigen Daten lassen immerhin den Schluss zu, dass wenigstens ein Teil der Israelis, die in Berlin und auch in Deutschland leben, dauerhaft hierbleiben wird.

Literatur

- Angrosino, M. V. 1989. *Documents of Interaction*. Gainesville: University of Florida Press.
- Beck, E. 2014. *Germania, Acheret* (Deutschland, Anders). Tel Aviv: Yediot Books Publishing.
- Blasche, W.; Frings, K. und Lissner, C. 1997. Unter Vorbehalt - Rückkehr aus der Emigration: Katalog zur Ausstellung des Vereins EL-DE-Haus Köln. Köln: Emmons.
- Cohen, N. 2007. From Overt Rejection to Enthusiastic Embrace: Changing State Discourses on Israeli Emigration. *GeoJournal* 68 (2–3), 267–278.
- Cohen, Y. 2011. Israeli-born emigrants: Size, destinations and selectivity. *International Journal of Comparative Sociology*, 52(1-2), 45–62.
- Decker, O.; Kiess, J. und Brähler, E. 2014. Die stabilisierte Mitte Rechtsextreme Einstellung in Deutschland 2014. Leipzig: Universität Leipzig, http://research.uni-leipzig.de/kredo/Mitte_Leipzig_Internet.pdf
- Della Pergolla, S. 2011. When Scholarship Disturbs Narrative: Ian Lustick on Israel's Migration Balance. *Israel Studies Review*, 26 (2), 1–20.
- Farjon, A. 2010. Imutz wedchia schel difusi chaim germanyim vehazehut schel israelim tzeirim hachaim beberlin (Annahme und Ablehnung von deutschen Lebensgewohnheiten und Identität von jungen Israelis in Berlin). MA Dissertation, The Lester and Sally Entin Faculty of Humanities, Tel Aviv University, http://www.tau.ac.il/tarbut/tezot/Adi_Farjun/AF--Isreelim_ceirim_be_Berlin.pdf
- Fogel, V. F. 2010. *Sag es mir*. Frankfurt am Main: Weissbooks.
- Gold, S. 2001. *The Israeli Diaspora*. London: Routledge.
- Harpaz, Y. 2009. Israelis and the European Passport: Dual Citizenship in an Apocalyptic Immigrant Society. MA Dissertation, Department of Sociology and Anthropology, Tel Aviv University.
- Harpaz, Y. 2013. Rooted Cosmopolitans: Israelis with a European Passport – History, Property, Identity. *IMR*, 47 (1), 166–206.
- Ilany, O. 2014. Die neuen Ostjuden. In Gisela Dachs (Hrsg.), *Jüdischer Almanach der Leo Beck Institute: Begegnungen*, S. 190–199. Frankfurt: Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag.
- Khazoom, A. 2003. The Great Chain of Orientalism: Jewish Identity, Stigma Management, and Ethnic Exclusion in Israel. *American Sociological Review*, 68 (4), 481–510.
- Kranz, D. 2013. Being a Yekke is a really big deal for my mum! *Austausch*, 2 (1). Abrufbar unter: <http://www.psa.ac.uk/sites/default/files/Being%20a%20Yekke%20-%20Dani%20Kranz.pdf>
- Kranz, D. 2015a. Where to stay and where to go? Third Generation Jews from Germany in Germany, Israel, and the UK. In E. Jilovsky, J. Silverstein & D. Slucki (Hrsg.) *In the Shadows of Memory: The Holocaust and the Third Generation*. London: Vallentine Mitchell (in Druck).
- Kranz, D. 2015b. Expressing Belonging through Citizenship – Are we talking Third Generation Israelis, Third Generation Yekkes, or Third Generation Diasporic German Citizens? In Richard Marback (Hrsg.) *The Meaning of Citizenship*. Detroit: Wayne State University Press (in Druck).
- Lahad, K. & Hazan, H. 2014. The terror of the single old maid: On the insolubility of a cultural category. *Women's Studies International Forum*, 47, 127–136.
- Landau, L. 1987. *Vor dem Vergessen: Meine drei Leben*. Berlin: Ullstein.
- Levy-Sasson, O. 2008. Aval ani lo rotze le'etzmi zehut etnit (Aber ich will keine ethnische Identität haben). *Tioria vebikurat* (Theorie und Kritik), 33, 101–125.
- Lustick, I. S. 2011. Leaving the Villa and touching a Raw Nerve. *Israel Studies Review*, 26 (2), 21–27.
- Neeman, R. 1990. Invented Ethnicity as Collective and Personal Text: An Association of Rumanian Israelis. *Anthropological Quarterly*, 67 (3), 135–149.

- Noy, C. 2006. *A Narrative Community: Voices of Israeli Backpackers*. Detroit: Wayne State University.
- Oz-Salzberg, F. 2001. *Israelim Berlin* (Israelis Berlin). Jerusalem: Keter Books.
- Rudoren, J. (16. Oktober 2014). In Exodus From Israel to Germany, a Young Nation's Fissures Show. *The New York Times*, abrufbar auf http://www.nytimes.com/2014/10/17/world/middleeast/in-exodus-from-israel-to-berlin-young-nations-fissures-show.html?_r=0
- Silber, M. 2007. "Immigrants from Poland want to go back ": The politics of return migration and nation building in 1950s Israel. *Journal of Israeli History: Politics, Society, Culture*, 27(2), 201-219
- Schwarz-Friesel, M. & Reinharz, J. 2013. *Die Sprache der Judenfeindschaft im 21. Jahrhundert*. Berlin, New York: de Gruyter.
- Yair, G. 2015. *Ahava Ze Lo Praktisch* (Liebe ist nicht praktisch), Tel Aviv: Hakibbutz Hameuchad.
- Zuckermann, M. 2006. *Israel – Deutschland – Israel: Reflexionen eines Heimatlosen*. Wien: Passagen Verlag.

Kontakt

Dr. Kai Unzicker

Senior Project Manager

Telefon 05241 81-81405

Kai.Unzicker@bertelsmann-stiftung.de

www.bertelsmann-stiftung.de